

VOM KLIRREN UND VOM KRÄHEN DER FAHNEN ÜBER DAS ETHOS DER LITERATUR

Poetik-Vorlesung Jena 17.4.1996

1

In DDR-Zeiten hingen über meinem Schreibtisch Hölderlins Verse aus der "Hälfte des Lebens": *Die Mauern stehn / Sprachlos und kalt, im Winde / Klirren die Fahnen*. Es war die historische Reprise einer in die Realität gesprungenen und scharf empfundenen Metapher.

Wäre ich in dem ummauerten Raum in der stillstehenden Zeit der achtziger Jahre nach meiner poetischen Konfession gefragt worden, hätte ich die Antwort ohne Zögern geben können: Keine messianische Ästhetik des Widerstandes, aber eine des Widerstehens, die den eindimensionalen Leitdiskurs kritisch zu konterkarieren suchte, Distanz zur Macht hielt und auf Werten und Begrifflichkeiten beharrte, die ihren Ausgang in der europäischen Aufklärung genommen hatten und mithin ideengeschichtlich tiefer fundiert waren als die aktuellen semiotischen Vorgaben der herrschenden Ideologie und einer normativen Ästhetik. So konnte, ohne daß es beabsichtigt gewesen wäre, allein der Gebrauch des Wortes Wahrhaftigkeit, das zum Normbegriff Parteilichkeit umgestanzt worden war, eine subversive Qualität erhalten.

(...)

Nun jedoch beklagen auch vormalig kritische Dichter und Denker einen Identitätsverlust, der sie in ostdeutsch bewimpelten Wagenburgen zusammenrücken läßt. Zugegeben, die Westwinde sind kalt und die Haut dünn. Doch deshalb dieses Salto rückwärts im Kopf, dieses Heimweh nach einer imaginierten Zukunft, das rabulistische Argument, der Sozialismus sei nicht gescheitert, da es ihn, den eigentlichen, den wahren und den reinen noch gar nicht gegeben habe? Eine postkommunistisch-chilastische Phantasmagorie, rückwärtsgewandte Fata morgana, die den Dschungel als Wüste halluziniert. Sie stochern in der Asche, die übrigblieb vom roten Turmbau, und versuchen, wenn schon nicht Glut, so doch einen Funken zu finden und ihn wieder anzublasen zur revolutionären Flamme. Auch deshalb der düstere Himmel über Ostdeutschland: Flugasche vom emsigen Pusten. Fatalerweise flüchten sich in diese Wagenburgen auch jene, die unverschuldet in Not geraten sind und nun meinen, persönlich schuld zu sein, was andere ebenso wie sie betroffen hat. So finden sie Trost. Nun wollen sie nicht mehr wissen, weshalb sie einst aufgebrochen sind. Die neue Not ist's, die sie drückt. Und weil auch die blind macht, sehen sie nicht, wie andere, die ein Interesse daran haben, den Rollrasen des Vergessens über die jüngste Vergangenheit zu breiten, ihren Unmut dazu nutzen, um Geschichte zu entsorgen und sich selbst zu recyceln.

(...)

Um es klar zu sagen: Ich war kein Held, ich bin kein Opfer. Den Gipfelpunkt meiner DDR-Karriere hatte ich bereits mit zehn Jahren erreicht: als Gruppenratsvorsitzender der Jungen Pioniere. Höhere Weihen wurden mir nicht zuteil. Und obwohl ich mich selbst zu keinem Zeitpunkt als oppositionell oder gar staatsfeindlich definiert hätte, wurde ich wegen "staatsfeindlicher Hetze und staatsfeindlicher Gruppenbildung" unter den operativen Codenamen "Lektor", "Schmetterling" und "Verleger" zwanzig Jahre in den Akten der Staatssicherheit geführt. Zwar hatte ich einiges gemutmaßt bei meinen Hinauswürfen als Literaturredakteur und Verlagslektor, war aber dennoch überrascht, als ich die entsprechenden Inszenierungspläne der Staatssicherheit las und vermeintliche Freunde und Schriftsteller-Kollegen als maskierte Mimen bei diesem Trauerspiel entdeckte. Die Empörung, gebe ich zu, war mein erster Impuls, einen Blick in die Hinterlassenschaften der Staatssicherheit zu tun. Zur Empörung kam die Fragerlust. Wer hatte die Befehle gegeben? Wer die Maßnahmepläne ausgedacht? Wie war dieser Geheimapparat strukturiert? Wie funktionierte er und wie die Menschen in ihm? Was veranlaßte die Hauptamtlichen Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit, Menschen, die lediglich anders dachten, derart aufwendig zu verfolgen? Was waren die Motivationen der Schriftsteller und Intellektuellen, im 20. Jahrhundert, in Mitteleuropa, nach den Erfahrungen des Nationalsozialismus und des Stalinismus einem totalitären Staat als Zuträger zu dienen? Was setzte die ethische Resistenz außer Kraft, was bewog Schriftsteller, die es eigentlich hätten besser wissen können, die klar markierte Tabu-Grenze zu überschreiten? Welches tatsächliche Ausmaß hatten die Überwachung und Unterwanderung der Literatur durch die Staatssicherheit? Welchen Charakter hatte deren Einflußnahme? Gesah dies durch den zensuralen Eingriff in Texte? Den Zugriff auf unbotmäßige Personen? Durch das massenhafte Werben dienstbarer Geister? Oder genügte das Schaffen eines geistigen Klimas, das die Selbstzensur wie von allein funktionieren ließ, das Affirmation empfahl und belohnte, kriti-

sches Reflektieren und Formulieren hingegen in verschiedenen Graden überwachte, behinderte, bestrafte oder unterband? Betrieb die Staatssicherheit eine eigene Kulturpolitik neben der SED? Welches Ausmaß hatte die Rekrutierung von Schriftstellern, und was bedeutet dies für die in der DDR geschriebene Literatur? Hat der Kontext der Lingua Securitatis die literarischen Primärtexte eingefärbt und womöglich beschädigt? Wie rechtfertigte ein dichtender Denunziant es vor seinem Gewissen, sofern er auf ein solches, und sei es auch nur rudimentär, zurückgreifen konnte, wenn er auftragsgemäß das Vertrauen eines anderen Dichters errang und mißbrauchte? Haben sich die Täter nicht selbst beschädigt, sind sie nicht zugleich auch Opfer ihres geheimen Paktes, dem die faustische Größe durchgängig fehlte? War die konspirative Verdoppelung ihrer Existenz nicht in Wahrheit ein Verlust? War und ist das Leben im Widerspruch trotz der behindernden Eingriffe nicht das bessere, vollere Leben? Schließlich: Wie konnte diese Diktatur der Lüge und Angst über 40 Jahre bestehen? Und letztlich mit der einschränkenden, bängigen Frage, ob wir überhaupt aus der Geschichte zu lernen vermögen: Was ist daraus zu lernen, um künftige Generationen gegen derartige Verführungen zu immunisieren?

2

Da ich mich in den letzten drei Jahren nahezu ausschließlich mit dem quantitativ beeindruckenden OEuvre des Ministeriums für Staatssicherheit beschäftigt habe, kann ich auch hier nicht gänzlich davon absehen, wiewohl es wenig mit Poesie zu tun hat. Immerhin begegnete mir während der Lektüre auch Hölderlin wieder. Allerdings als Deckname. Und das gleich zweifach, weiblich und männlich inkarniert als Lyrikerin und als Dramaturg, womit die DDR für sich in Anspruch nehmen kann, eine literaturgeschichtlich singuläre Erscheinung wie Hölderlin nicht nur gedoubelt, sondern gar gedoppelt zu haben. Zweifellos eine der jetzt so vehement beschworenen Errungenschaften und ein Beleg für das tatsächlich erreichte Weltniveau auf zwei Gebieten: dem Spitzen- und dem Spitzelsport. Neben "Hölderlin" agierten "Schiller" als IM-Vorlauf, "Goethe" als Kontaktperson und "Faust" als ostdeutsche Mutation eines professoralen IM-Experten. Die deutsche Klassik, verkommen zum Decknamen-Reservoir einer vorgeblich gebildeten Nation.

Auf was ich mich einließ, als ich 1992 das Forschungsprojekt "DDR-Literatur und Staatssicherheit" begann, ahnte ich nicht. Ich meinte, nach einem Jahr die Akten beiseite legen und mich wieder meinen eigenen literarischen Texte widmen zu können: eine fatale Unterschätzung der hinterlassenen Aktenmasse. Zu Beginn der Lektüre ekelte es mich angesichts des Verrats. Mich erschreckte dessen Ausmaß. Ich empfand Verachtung für die mit Geld und Orden belohnten Denunzianten und Entsetzen über die perfide Phantasie der Verfolger. Zunehmend fühlte ich Überdruß ob der angehäuften Aktenmengen, litt an der dünnen Stasi-Sprache und der verengten Weltsicht der aktenführenden Tschechisten, spürte aber auch Genugtuung über Zeugnisse der Selbstbehauptung und des Widerstehens, und immer wieder das erlösende Gefühl, daß diese Diktatur samt ihres Angstapparates wirklich Geschichte ist.

Dem Anwurf, das Projekt betreibe vorsätzlich die Beschädigung der in 40 Jahren östlich der Elbe geschriebenen Literatur, soll nicht mit retournierender Polemik, sondern mit schlichter Faktizität und der differenzierenden Darstellung der Vielfalt möglichen menschlichen Verhaltens zwischen Machtteilhabe, Unterwerfung, Anpassung, kritischer Loyalität, Opposition, Widerstehen und Widerstand begegnet werden. Wenn diese Literatur durch deren partielle Verquickung mit dem MfS-Apparat Schaden genommen hat, so hat sie sich in Teilen selbst beschädigt, und es wäre ebenso töricht wie üblich, den Chronisten für die Nachricht zu schelten. Was von ihr bleiben wird, möchte ich nicht entscheiden. Weit produktiver finde ich die Frage: Was kommt? Was kommt künftig über uns, wenn wir das eigene wie das fremde Versagen, die eingebilddete wie die berechnete Angst, die Inkonsequenzen im Denken und Handeln, das Anpassen und Überanpassen, wenn wir Lüge, Vertrauensbruch, Würdelosigkeit und Verrat nicht beschreiben und benennen? Was kommt, wenn wir die Erfahrungen aus einer modernen Diktatur wie der DDR nicht zur Kenntnis nehmen und als warnendes Lehrstück begreifen wollen? Weder Anklage noch Verfolgung waren die Motive dieser wenig vergnüglichen Arbeit, sondern ein aufklärerischer Impetus, der das offene Meer zwischen der Scylla des Dämonisierens und der Charybdis des Bagatellisierens zu finden suchte. Geschichtsschreibung war und ist kein Strafprozeß, der Chronist weder Staatsanwalt noch Richter. Im übrigen wiederholen sich in der gegenwärtigen Debatte historische Argumentationsmuster. Margret Boveri gibt in ihrem Buch "Der Verrat im 20. Jahrhundert" das Beispiel der Kontroverse zwischen Francis Mauriac und Albert Camus. Mauriac plädierte nach der deutschen Okkupation dafür, auch den Kollaborateuren Gnade - charité - zu gewähren. Camus entgegnete ihm damals: "Als Mensch kann ich vielleicht Mauriac bewundern, der fähig ist, die Verräter zu lieben, aber als Bürger muß ich es beklagen, denn eine solche Liebe würde uns zu einer Nation der Verräter und der Mittelmäßigen führen und zu einer Gesellschaft, die wir ablehnen." Im Nachkriegs-Deutschland suchte sich die projektive Abwehr das Objekt Emigrant, um die eigene Mitschuld abzuweisen, Gottfried Benn: "Wer über Deutschland reden und richten will, muß hiergeblieben sein."

Döblin und Klaus Mann verließen Deutschland zum zweiten Mal. Primo Levi spricht in seinem Essay "Die Untergegangenen und die Geretteten" 1986 vom "Krieg gegen das Erinnern". Ein Kampf Vergessen versus Erinnern wurde es auch nach dem Untergang der zweiten deutschen Diktatur in diesem Jahrhundert, und er hält noch an. Auch hier die Gebliebenen, welche die guten Seiten des Vergangenen in partiell verklärender Rückschau reanimieren, und die Gegangenen, die das Vergangene ohne Sentiment betrachten. Ich befinde mich dazwischen, bin im Benn'schen Sinne "hier geblieben", wenn auch nur physisch, und betrachte den vergangenen Staat, in dem ich lebte, wie ein Emigrant, distanziert, analytisch, ohne innere Anteilnahme an dessen Leben und Sterben, wofür die Koalitionäre des Vergessens und Verdrängens den Titel "Nestbeschmutzer" bereithalten. Die Metapher ist so alt wie komisch, da das Nest, von dem die Rede geht, randvoll gefüllt war mit Schmutz, und der kommunistische Weltenbaum, auf dem es klemmte, aus Altersschwäche umgefallen ist. Man wird sich Neues einfallen lassen müssen, um, wie es vor kurzem noch in den "Maßnahmeplänen" der Staatssicherheit hieß, den "öffentlichen Ruf zu diskreditieren".

Die für den Herbst 1996 geplante Publikation beabsichtigt nicht die notwendige Neuschrift und Neubewertung der Literaturgeschichte der DDR, sie will die zu leistende literaturwissenschaftliche Forschung weder vorwegnehmen noch ersetzen, doch darauf hinweisen, daß von DDR-Literatur zu schreiben und über deren Querverbindungen zum MfS zu schweigen, einen relevanten Aspekt außer Acht läßt. Umgekehrt gilt jedoch auch: Wie ein gelebtes Leben in der DDR mehr war als das Leben als DDR-Staatsbürger, so ist die ostdeutsche Literatur reicher als die offizielle und offiziös so bezeichnete "sozialistische DDR-Nationalliteratur" und keineswegs gekennzeichnet von einer flächendeckenden Verderbnis und durchgängigen Kollaboration mit dem System, wie es ihr einige Pauschalkritiker nach 1989 vorwarfen. Auch plädiere ich als ein daran Beteiligter dafür, statt von "DDR-Literatur" von "ostdeutscher Literatur" zu sprechen, was ich mitnichten als beleidigend oder als Ausdruck des sogenannten kulturellen Kolonialismus empfinde. Denn: der Begriff "DDR-Literatur" war ein ideologisch-synthetisches Konstrukt der literaturwissenschaftlich gestützten SED-Propaganda zur Abgrenzung gegenüber der "bürgerlichen BRD-Literatur" und stand für den politischen Willen, eine eigenständige "sozialistische DDR-Nationalliteratur" zu postulieren. Am ehesten trifft dieser Begriff die affirmative Literatur, die zwischen 1949 und 1989 in der und für die DDR geschrieben wurde. Die ostdeutsche Literatur in toto hingegen war nicht nur formal-ästhetisch, sondern auch und nicht zuletzt durch die Moral des Schreibens differenziert, ja polarisiert. Es gab neben der systemkonformen Literatur die kritisch-loyale wie die widerständige Literatur. Insofern wäre es genauer, diese Literatur begrifflich in die (affirmative) "DDR-Literatur" und eine (stofflich und biografisch auf das Land bezogene) "Literatur aus der DDR" zu scheiden. Indes bleibt die neu zu beantwortende Frage, ob es nicht trotz der 40jährigen Zweistaatlichkeit dennoch nur eine deutsche Literatur gegeben hat, allerdings mit einigen landschaftlich und gesellschaftlich geprägten Besonderheiten östlich und westlich der Elbe, deren Unterschiedlichkeit mit "ostdeutsch" und "westdeutsch" hinreichend, fernab der Anbindung an staatliche Strukturen und politische Programme und keineswegs diffamierend benannt wäre.

Darüber hinaus bleiben die Fragen, ob und inwieweit literarischer Text und biographisch-historischer Kontext, Werk und Vita zusammenhängen, ob und wann das öffentliche Wort des Dichters vom heimlichen des Denunzianten entwertet wird, ob und weshalb die Moral neben der Ästhetik ein literaturwissenschaftliches Kriterium sein darf oder sollte. Das Argument, Literatur und Leben seien zwei getrennte Dinge, wobei im Sündenfall allein das geschriebene Dichterwort zu gelten habe, führt zum Beleg gern die Namen Villon, Rimbaud, Genet oder D'Annunzio, Pound und Benn ins Feld. Andere, die unbestritten lassen, daß Amoralität oder ein zeitweises Abirren in totalitäre Ideologien durchaus literarisch Bleibendes hervorbringen können, meinen allerdings, daß eine inoffizielle Mitarbeit im Mielke-Ministerium nicht nur Verrat an Personen, sondern auch Verrat an der Kunst bedeutete, der in den Primärtexten Spuren hinterlassen haben müßte. Ist es tatsächlich Moralismus oder gar moralischer Rigorismus, davon überzeugt zu sein, daß neben etlichen sittlichen Grundsätzen der Menschheit zu allen Zeiten und universal das Ethos der Literatur gilt? Bei aller gegebenen Freiheit des Willens wie der Kunst, mag der obere Bestimmer in den jeweiligen staatlichen Gehegen nun König David, Iwan der Schreckliche oder nur Erich Honecker heißen?

Sowohl das Ethos als auch die emanzipatorische Funktion der Literatur sollten ein konspiratives Mitwirken an repressiver staatlicher Macht eigentlich ausschließen. Wiewohl die Literaturgeschichte zeigt, daß Geist sich mal mehr, mal weniger von Macht korrumpieren läßt, muß am Schriftsteller als inkorporiertem Spitzel etwas Kontrafaktisches sein. Der Dichter als Denunziant, petzende Poeten: ein Widerspruch. Mielke und die Musen: ein Paradoxon. Unsere Irritation und Entrüstung müssen ursächlich mit unserem Bild vom Dichter zu tun haben. Und das ist offenkundig eines, das sich den Dichter als Macht-Abstinenzler wünscht. In unserem Dichter-Bild dürfen nur hehre Ideale Platz haben, die sich in etwa so summieren ließen: Der Dichter, höchste moralische Integrität und Immunität vorausgesetzt, als Gewissen der Nation, allein der Freiheit des Wortes und dem Ethos seiner Kunst verpflichtet.

Der Verrat hat freilich zwei Dimensionen, zum einen bezeichnet er den Vertrauensbruch zwischen Menschen, zum anderen ein notwendiges Element der historischen Entwicklung. Verrat als Vertrauensbruch meint die Preisgabe des für das menschliche Zusammenleben fundamentalen Vertrauens, das mit der Geburt überlebenswichtig wird und zeitlebens bleibt. Verrat als historisches Element meint den Abfall von herrschenden Ideologien, der jeden radikalen gesellschaftspolitischen Wechsel vorbereitet und begleitet.

Jede Diktatur bedarf zu ihrem Erhalt und zur Umwertung der Ethik auch der Sprache und also der Mithilfe derer, die sich der Sprache professionell bedienen. Der Brecht-Schüler Helmut Baierl beispielsweise faßte die Genossen der Staatssicherheit 1975 in die hochfahrende Metapher: "Unserem Wir mit allen Fasern verbunden / Bis zum innersten Ich - / Das bist du, Kosmonaut der stillen Erkundung!" Die DDR wurde nicht allein durch das geheimpolizeiliche Netz der Staatssicherheit geschützt, sondern zudem durch ein semiotisches Netz, das jeden einband (auch den partiell Kritischen), der dieses semiotische Sprach- und Denkgehege nicht aufbrach und verließ. Auch der kritische Gegendiskurs ist lediglich die negative Variante des Leitdiskurses und diesem komplementär. Indem sich die kritische Literatur in der DDR auf die politische Macht bezog, erhielt sie eine zusätzliche politische Dimension und mit ihr einen Bedeutungszuwachs, der nicht intendiert sein mußte oder dem literarischen Text immanent war. Dieses politisch bedingte Mehr an Bedeutung schuf die Illusion einer unbedingten Bedeutsamkeit immanent eingreifender und verändernd wirkender Literatur - eine Selbstüberschätzung, die ihre Entsprechung, wiederum negativ komplementär, in der Überschätzung der DDR-Machthaber fand, eine kritische Literatur könnte ihre Machtpyramide untergraben, aushöhlen und zum Einsturz bringen.

Die Macht der Partei gründete sich nicht unwesentlich auf eine offizielle Sprachregelung, ein normiertes und kompatibles Baukastensystem von Ideologemen und Idiomen, welches das Denken, Schreiben und Sprechen weitgehend standardisieren sollte, um das ansteckende Widerwort, das Tabu hinter einer Potjemkinschen Wort-Fassade zu verbergen. Wie generell in diktatorisch verfaßten Gesellschaften wurde auch in der DDR unreglementiertes Denken und Sprechen, wurde das frei geführte Wort tatsächlich zur Bedrohung des streng bewachten Scheins. Die innere Gesetzmäßigkeit der Kunst gefährdete die Gesetze des Staates, da sie sich den ideologischen Normen entzog und ideengeschichtlich tiefer fundiert war als die aktuell verordneten und durch die Partei überwachten Sprachregelungen der Ideologie.

Das wenig Menschenfreundliche und im Kern Kunstfeindliche der *Lingua Securitatis* äußert sich nicht etwa in einer besonderen Sprachdämonie, sondern in einer bürokratisierten, emotionslosen Funktionalität der Sprache. Augenfällig war das Bestreben, die Menschheit buchhalterisch in eine positive und negative Spezies einzuteilen und die als negativ Klassifizierten sodann zu entpersönlichen. Die als "feindlich-negativ" Bezeichneten erscheinen in der verdinglichten Form als "Element", als "Angefalener", als "personeller Schwerpunkt" beziehungsweise "personeller Stützpunkt" oder, extremer noch, als der "feindlich-ideologische Stützpunkt" (Stasi-Kürzel: Fis). Aktionen gegen Menschen wurden als "Maßnahmepläne" objektiviert, in denen sodann von "zersetzen", "destabilisieren", "neutralisieren", "ausschalten" und ähnlichem die Rede war, was eher auf chemische und physikalische Vorgänge zutreffend scheint und die Schwierigkeiten zeigt, mit einer technokratischen Sprache Lebendiges zu erfassen. Der ahumane, instrumentelle Sprachgebrauch wird deutlich, wenn beispielsweise ein Inoffizieller Mitarbeiter den Auftrag erhält, eine "echte Liebesbeziehung zu entwickeln", um bestehende Liebesverhältnisse zu zerstören.

Die semantische Unschärfe und Mehrdeutigkeit der oft wiederkehrenden und auf die stalinistische Herkunft verweisenden Begriffe wie "liquidieren" und "vernichten" ließ nicht selten offen, ob damit das politische "Ausschalten" oder die physische Vernichtung gemeint war, gab also den Tschekisten im Ernstfall einen undefinierten Ermessensspielraum, der augenscheinlich sprachlich bewußt offen gehalten wurde und der Verschleierung der letzten Option im "letzten Gefecht" diene.

Auch Euphemismen finden sich oft, wobei negativ konnotierte Wortbedeutungen positiv umfunktioniert wurden. Erpressung hieß in der *Lingua Securitatis* "Wiedergutmachungs- und Rückversicherungsmotive", definiert von MfS-Wissenschaftlern der Juristischen Hochschule, in der Tradition des bedeutenden Sprachwissenschaftlers Dschugaschwili.

Fand sich kein Euphemismus, wurde das Wort beibehalten, doch mit neuem Inhalt gefüllt. Positiv besetzte Begriffe wie Ehrlichkeit, Zuverlässigkeit und Treue wurden definitorisch spezialbehandelt und auf die operativen Zwecke des MfS abgerichtet. Umgekehrt mutierte der negativ besetzte "Haß" zu einer "wertvollen und erhabenen" menschlichen Regung, vorausgesetzt, es handelte sich dabei um ein "tschekistisches Gefühl". So wurden die Sprachregeler der Stasi zu Schöpfern eines neuen Men-

schentypus, der in einem konspirativen System der Verstellung und der Lüge die Wahrheit sagte, "ehrlich" andere Menschen täuschte und verriet.

In wenigen Fällen wurde die Stasi selbst sprachschöpferisch. Eine Neubildung ist das Wort "Kompromat", eine synthetische Kreation aus "Komprimat" und "kompromittieren", was bedeutete, kompromittierendes Material gegen eine Person in komprimierter Form zu sammeln oder zu schaffen. Sonstige Bereicherungen der Lexik beschränken sich auf abscheuliche Komposita wie zum Beispiel die "Sachverhaltskerblockkartei". Wurden die Wörter mittels des additiven Verfahrens zu lang, mußten Abkürzungen her, so stand GWW für: Grundlagen der wissenschaftlichen Weltanschauung, Kz 4.1.3. für: Kennziffer Isolierungslager, wobei den Tschekisten die makabere Nähe des Kürzels "Kz" und des Begriffs "Isolierungslager" offenbar gleichgültig war.

Unübersehbar ist die Militanz der Sprache, so als habe man sich permanent im latenten Kriegszustand befunden. Häufig benutzt wurden Worte wie "gezielt", "zielsicher", "Zielobjekt", "Zielperson", oder "zerschlagen", "vernichten", "liquidieren", "ins Visier nehmen", alles ist "Kampf" und "Kampfauftrag", auch die "Stoßrichtung" ist klar, und an deren Ende steht der "Feind" oder auch nur das "tschekistische Feindbild", dessen Bosheit die "Kämpfer an der unsichtbaren Front" bedurften, um auf den Gegner das eigene Böse zu projizieren und mögliche moralische Skrupel von vornherein fernzuhalten.

Pejorationen waren beliebt zur Bezeichnung literarischer Werke, insbesondere freilich der kritischen, diese hießen bevorzugt "Machwerke", "Pamphlete", "Hetzschriften in Versform", "als 'Gedichte' deklarierte Texte" oder "Produkte dekadenter Lyrik", die Verfasser nannte man "Literaten", "sogenannte Schriftsteller" oder "sogenannte Nachwuchsautoren". Dieses Abwerten ist eine Folge der Selbstüberhebung derer, die sich als Sieger der Geschichte verstanden und im Besitz der einzigen wissenschaftlichen, wahren und allmächtigen Weltanschauung wähnten, weshalb Andersdenkende für sie entweder böse, verführt, dumm oder geisteskrank sein mußten. An welcher wahnhafter Verkennung der Realität die Tschekisten litten, zeigt ihre wohl letzte Wort-Kreation "Brandkerzen", mit der sie sich die unerklärlichen friedlichen Lichter der Demonstranten im Herbst 1989 zu erklären suchten.

(...)

3

Derzeit hängt über meinem Schreibtisch auch ein Hölderlin-Zitat, doch ist der Satz und Sinn ein anderer: *Die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech, im Winde aber oben stille krähet die Fahne.*

Den klirrenden Fahnen, doch nicht dem Wind entkommen, erweist sich die Zeit als mein größtes Problem. Wenn ich Zeitzeuge einer Wende war, so einer Zeiten-Wende. Die Mauer war auch eine Barriere gegen die Zeit, ein ebenso martialischer wie lächerlicher Versuch der in Schildagorsk gebürtigen Genossen, die Zeit aufzuhalten. Ein Haarriß in der Zeitmauer genügte - und die westliche Weltzeit strömte ein als Flut, die die östliche Binnenzeit hinwegschwemmte von Wernigerode bis Wladivostok. Ich hatte die gesetzte Zeit, die eine verstaatlichte war und zum Ende hin stagnierte und fast stillestand, verinnerlicht und zu meinem Biorhythmus werden lassen, und habe nun meine liebe Mühe mit dem neuen Metronom, das schneller tickt als ich die Tasten finde. Die im Westen sind im Takt geblieben, und mancher meint beim Anblick der aus dem Rhythmus gekommenen Ostler, er sei der Sieger dieser Klavierstunde. Der Überlegene hat seine Zeit gesetzt und glaubt fatalerweise, diese gelte nun weltweit und für alle Zeiten bis ans Ende der Geschichte. Das allerdings könnte tatsächlich der Anfang vom Ende sein. Die Weltzeit ist wertfrei, sie egalisiert Grenzen und öffnet Räume, ohne sie mit etwas zu füllen außer dem Beschleuniger Geld. Das Geld verbindet Wirtschaftsräume, läßt die inneren Räume jedoch leer. Die Sinnfrage bleibt, es sei denn, das Geld nimmt sich selbst als letzten Sinn und hält eine für alle verbindliche Ethik und einen allseits akzeptierten Wertekanon für überflüssig, da sich das nicht rechnen läßt. Wer den Triumph der Weltzeit zum Endsieg des Liberalismus stilisiert, übersieht die latente Gefahr: Die Barbarei lauert dicht unterm bunten Blech der Zivilisation.

Nicht nur im Osten ist etwas verschwunden. Auch dem Westen ist etwas abhanden gekommen: der Gegner, an dem er sich maß und in der Negation definierte. Der Gegensatz gab die Werte vor. Und nun? Der Zuwachs schuf ein Defizit. Jetzt muß der Übriggebliebene in sich schauen, ob da was ist an inneren Werten, die weitertragen als bis zum nächsten Beinahe-Bankrott. Dem Einzelnen wird keine Antwort auf seine Frage: wozu? So muß nun jeder selber sehen, wo er bleibt, weshalb ein jeder in sich selber sucht, da sich kein Halm zum Klammern findet, und gezwungenermaßen selbst bestimmt, was ihn leiten soll. Jedermann sein eigener Gesetzgeber. Sein eigener Weltbildner. Seines eigenen Glückes Schmied, scharf abgegrenzt von dem des Nebenmenschen. Das verbindende Verbindliche schwindet: ein vereinigt Volk von Einzelkämpfern. Minimalkonsens, Kants kategorischer Imperativ der Sittlichkeit, bye, bye. Es ist, als triebe dieses Volk eine masochistische Freude, die demokrati-

schen Regularien, die vor der blanken Barbarei bewahren, verächtlich zu machen und gering zu schätzen. Und es sind gerade jene, die dieses zivilisatorische Regelwerk am dringendsten nötig haben, die mit dem verkümmerten Bizeps, deren gute Sitten an den Wohlstand und das Abfedern der sozialen Unterschiede gebunden ist, die Intellektuellen. Suizidaler Übermut á la mode. "Thatenarm und gedankenvoll", von dieser Klage Hölderlins ist nur der erste Teil geblieben. Kein Gedanke an Gedanken, die weiterreichen als: Ich denke an mich, also bin ich. Der Egomane braucht die Droge Ich. Die Überdosis macht ihn kriminell. Der Entzug läßt ihn zittern, frieren, klagen. Der scharfe Widerspruch? Zum Ressentiment verkommen, stumpf. Rigoros nur, wenn es um das Eigene geht, da schießt noch einmal Röte in die Wangen. Leidenschaft kommt auf, wenn's darum geht, den Anspruch anzumelden, versorgt zu werden vom Übervater Staat, den man nicht mag und betrügt, wo immer er's nicht merkt. Gemeinsinn, soziales Engagement? Vokabeln aus sentimentaler Vorzeit. Verantwortung fürs Ganze? Eine Floskel, die nach Steuer klingt. Der Zeitgeist raunt vom Ende aller Utopien und der Geschichte gar, und die Zeitgeist-Wellenreiter halten die Brandung, auf der sie halbsbrecherisch surfen, für das Donnern des Weltgeistes. Oben, unten, links, rechts, vorn, hinten: beim Salto rückwärts alles eins. Erlaubt ist nicht nur, was nicht verboten ist, wer sich erwischen läßt, ist selber schuld. Der Erfolg schafft das Recht, die List zum eigenen Vorteil gilt als höchste Tugend. Das Faktische triumphiert, die vorauseilende Vorstellungskraft beschränkt sich aufs morgen Machbare. Das klassische Ideal von der Veredelung des Menschengeschlechts verkommt zur Veredelung von Ressourcen zu Geld. Das ist, was diese Welt im Innersten zusammenhält. "Am Ende der Aufklärung steht das Goldene Kalb", so Max Frisch 1986. Doch auch das Blattgold des Kalbes blättert, und "die Sonne gehet hoch darüber und färbet das Blech": das umtanzte Idol unter krähenden Fahnen.

(...)

Wie mir scheint, hat der gesellschaftliche Umbruch von 1989/90 lediglich einen Werte-Wechsel gebracht und nicht den dringend notwendigen Werte-Wandel. Der einst den Blick verstellende und nun fortgefallene, kräftezehrende Ost-West-Showdown gibt nun den Blick frei auf den neuen Gegner: uns selbst. Was leitet uns nach dem trügerischen und machtmißbrauchten Prinzip Hoffnung? Bloch beschrieb die enttäuschte Hoffnung als ein Gespenst, das den Rückweg zum Friedhof verloren hat. Das Prinzip Verantwortung, das einen Ausweg weisen könnte, wird nicht angenommen, und zwar von uns, nicht etwa nur von denen da oben nicht, wie ewige Ideologen uns glauben machen wollen und so die Verantwortung ungebrochen kämpferisch an die da oben delegieren und das Entstehen einer neuen, individuell gelebten Ethik des freiwilligen Verzichts behindern.

Nicht wildes Wünschen, nicht in die Ewigkeit projizierte Illusionen können dazu taugen. Die Fakten sind zur Kenntnis zu nehmen, und die sind, in die nähere Zukunft extrapoliert, nicht eben rosig. Die verteilte und bezahlte Arbeit wird weniger werden, wodurch der Bereich der Frei-Zeit weltweit wächst. Nicht die freiheitliche, sondern die freizeitliche Gesellschaft scheint auf am Rand der neuen Scheinwelt, deren Sonne rechteckig ist, ein Monitor. Zeitvertreib - was für ein sinnlich starkes Wort: die Zeit vertreiben, als hätten wir zu viel davon, als wäre sie das Fremde, der unsichtbare Feind, dessen Aggregatzustand die Leere ist, die sinnleere Langeweile. Wo kein Sinn ist, muß Sinn suggeriert, Sinnlichkeit simuliert werden: Das Fernsehen als der große Nuckel für das freizeitliche Volk, das nun nicht mehr greint und strampelt, sondern still am Gummi saugt, als wär es eine Brust. Allein das Logo am Bildschirmrand suggeriert Unverwechselbarkeit. Wohin immer sich der fernbedienende, freizeitliche Konsument zu retten sucht, fällt er in den selben Bilderbrei, die Menüs der wahlverwandten Vollprogramme, die ihm, zeitversetzt, die Illusion der freien Willensentscheidung geben. Derart definierter Fortschritt ist jedoch auch ein Fortschreiten von etwas weg, von der Qualität unmittelbaren, sinnlichen Erlebens. Es gibt keinen wichtigeren Grund für weitergehende Visionen als deren Notwendigkeit. Wenn nach Baudrillard in der künstlichen Lebenswelt der Medien die Geschichte in der Simulation verschwindet, so ist zu hoffen, daß die zunehmende Simulation der Realität im Medium den Wendepunkt erreicht, an dem sie in eine Stimulation zur Realität hin umschlägt. Das Medium fände aus seiner Rolle als Reflektor und regte Innovatives an, setzte gesellschaftliche Phantasie spielerisch frei. Am Anfang war nicht das Bild.

Trotz der Irritation, daß mit dem Gewinn vermeintlich selbstbestimmter Realität unter Umständen auch ein Defizit verbunden sein könnte, ließ der aufgeklärte Mensch Jammertal und Jenseits hinter beziehungsweise unter sich, entledigte Wissenschaft und Technik ihrer anachronistischen Fesseln, entfesselte sie und enteilte zugleich sich selbst, doch blieb bei aller ausgestellten Lebendigkeit, ärgerlicherweise, der Tod. Der war ihm nun Nicht-Sein, Abwesenheit von Leben, absolutes Ende der Existenz, da diese ja gebunden war an eben sein autonomes Bewußtsein, hinter dem nichts sein konnte als das Nichts, die Nacht, die Wesenlosigkeit, das Unbewußte. Nach dort aber gibt es keine Verbindung, und also gehören Tote und Dämonen unter die Erde: aus dem Auge, aus dem Sinn. Und eben hier begann der Selbstbetrug der Aufklärung, die das nicht Sichtbare als das schlichtweg nicht Vorhandene

erklärte. Sehend blind wie Ödipus tauchte die Aufklärung das Faßbare in klares Licht und brachte zugleich eine metaphysische Finsternis. Der aufgeklärte Mensch verhielt sich zum mittelalterlichen Teufelsglauben wie Ödipus zur Sphinx vor Theben: Auch er bezwang das Ungeheuer mit der Macht des Geistes, auch er stieß die Mächte der Finsternis in den Abgrund, der sich jedoch als der Abgrund seiner eigenen Seele erwies. Das Übersinnliche wurde das Irrationale. Fortschrittsglaube, Allmachtphantasien und instrumentalisierte Vernunft feierten Erfolge, die uns, den Erben, nun mehr als fragwürdig erscheinen.

(...)

Kann die Literatur beitragen, den bodennah hechelnden Zeitgeist auf die überlebensnotwendige Höhe des Weltgeistes zu heben? Ist sie nicht marginaler als je zuvor? Die Schriftsteller, zumal die ostdeutschen, haben mit dem Zeitenwechsel zweifellos weiter an Bedeutung und Einfluß verloren. Doch statt zu klagen sollte analysiert werden, warum dies so ist und was daraus folgt. In diktatorischen Gesellschaften, also auch der DDR, erhielt der Schriftsteller aufgrund des geistigen, materiellen wie moralischen Mangels Zusatzfunktionen, die der Literatur nicht wesenseigen sind. Die Leser erwarteten, daß Autoren zur Sprache brachten, was die geknebelten Medien verschwiegen, und erhoben sie so, nicht immer ohne deren Zutun, zu moralischen Instanzen. Da auch die nichtlegitimierten Mächtigen in ihrer Furcht vor dem freigeführten Wort der Literatur eine Bedeutsamkeit zumaßen, die sie realiter niemals hatte, und sie mit Verboten, Nachstellungen und Restriktionen bedachte, führte dies zum Glauben an eine gewissermaßen naturgegebene Bedeutsamkeit. Die Zerstörung dieser Illusion war mit dem Verschwinden der Diktatur vorprogrammiert, und es wurde, nachdem das Luftschiff Sozialismus implodiert war und der Schleudersitz Utopie die Autoren ins All katapultiert hatte, das ihnen wie eine riesige Leere vorkommen mußte, ein freier Fall in die Normalität der Demokratie. Wo diese funktioniert, vertraut der Bürger den demokratischen Institutionen und den installierten Kontrollmechanismen der Macht. Der Schriftsteller kann und braucht hier nicht die einsame Rolle des Mahners, des Moralisten und des Gewissens der Nation wahrzunehmen. Hinter diesen Hoffnungssatz, der eine neue Illusion sein könnte, gehört folgerichtig ein Fragezeichen. Sollte sich dieses tatsächlich als überflüssig erweisen, welche Funktion hätte der Schriftsteller aber dann in der von Habermas so benannten neuen Unübersichtlichkeit?

(...)

...(Nun) liefere ich den Titel des Hölderlin-Textes nach, der jetzt über meinem Schreibtisch hängt, er lautet: "In lieblicher Bläue". Daß diese liebliche Bläue eher Wunsch denn Wirklichkeit war und ist und wir, vielleicht, durch unser Jahrhundert scharfsichtiger geworden, das eine vom andern besser zu scheiden vermögen, ohne das eine oder andere aus dem Auge zu verlieren, darin liegt mein Optimismus, mit dem ich vorsichtig die Rede ende und das Schreiben beginne.

Joachim Walther

Der Autor

Der Schriftsteller Joachim Walther wurde 1943 in Chemnitz geboren. Nach dem Studium der Literatur und Kunst in Berlin arbeitete er als Lehrer, Lektor und Herausgeber. Seit 1983 ist Joachim Walther freiberuflich. Nach 1989 wurde er Vorsitzender des DDR-Schriftstellerverbandes. Seit 1991 ist er Mitglied des westdeutschen P.E.N. Zahlreiche Veröffentlichungen, Hörspiele, Film/Fernsehen und Bücher, u.a. *Ich bin nun mal kein Yogi*, Erzählung, 1975; *Ein Dorf auf dieser Erde*, Hörspiele 1979; *Bewerbung bei Hofe*, Roman, 1982; *Risse im Eis*, Roman 1989; *Verlassenes Ufer*, Prosa, 1994.

Der Beitrag (gekürzt) wurde im Rahmen der "Jenaer Poetik-Vorlesungen" an der Friedrich-Schiller-Universität als Vortrag gehalten. In seiner vollständigen Länge erscheint er in Buchform zusammen mit anderen Vorträgen aus dieser Reihe.

Erschienen in:

VIA REGIA – *Blätter für internationale kulturelle Kommunikation* Heft 36/37 1996,

herausgegeben vom Europäischen Kultur- und Informationszentrum in Thüringen

Weiterverwendung nur nach ausdrücklicher Genehmigung des Herausgebers

Zur Homepage VIA REGIA: <http://www.via-regia.org>